

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Rebr., 26. Juli 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 50

Das Glück

Das Glück ist wie ein Schmetterling
Voll Unbeständigkeit,
Wald sieht man's hier, bald sieht man's
dort,
Doch nur auf kurze Zeit.

Und willst du haschen nach dem Glück,
So lauf' nur nicht zu sehr;
Denn durch die allerliebste Jagd
Erreichst Du es nicht eher.

Auch ich hab' schon wohl mal gedacht,
Nun hast du's bald erreicht,
Ein Griff nur noch, doch ach, wie
Rauch
Es fliehet und entweicht.

Auch du wirst wohl mal glücklich sein
Und denkst, wie wohl ist's mit.
Raum daß du's denkst, da steht auch
schon
Der Tod vor deiner Tür.

Er kommt herein, die kalte Hand
Raubt dir dein schönes Glück
Und zieht sich mit ihm totentill
In's Schattenreich zurück.

Barry

Von J. o. a.

„Küß' Dich drein,“ sagte Frau
Oberförster und tat ganz couragiert.

Sie tat nur so. Denn ihre Finger,
die im Nähtüschchen tramteten,
zitterten nervös, und die sonst so Ordentliche
warf das Unterste zu oberst. „So ein
tapferes Mädchen wie Du,“ sagte sie
nach einer Pause, und als wieder keine
Antwort kam, gab sie es auf und
lehnte sich erschöpft zurück.

Der Regen sang draußen ein
schweermütiges Lied, und hier drinnen,
wo Mutter und Tochter mit bedräng-
tem Herzen saßen, war es noch trau-
rig.

„Würde sie nur wenigstens spre-
chen,“ dachte Frau Oberförster und
betrachtete das kleine Profil ihrer
Tochter, die trotzig in Taschentuch zer-
ballte. Ihr helles Haar, das sich sanft
um die Stirn traufte, stand in leb-
haftem Kontrast zu den tiefblau fun-
kelnden Augen.

„Wenn Du mich nur um Rat ge-
fragt hättest, Mutter,“ stieß sie schluch-
zend hervor, „wir hätten ein Zimmer
vermieten können.“

„Ich danke sehr, mein Kind.“

„Ich hätte mir Hausarbeit besorgen
können.“

„Das wäre ja noch besser,“ erwiderte
sie Frau Oberförster. „Schlimm ge-
nug, daß Du den ganzen Tag im
dummen Bureau sitzen mußt! Ich hatte
andere Träume für mein einziges
Töchterchen.“

„Träume! — — — Es kann ja
noch besser werden, Mutti,“ schaltete
sie sich ein, „wenn die Jungen von der
Akademie sind. Bis dahin müssen wir
uns durchbeißen; warum sich aber al-
ter Freude entäußern?“

Frau Oberförster verließ den knar-
renden Lehnstuhl und ging zur To-
chter hinüber. „Nimm Vernunft an,
Traute. Ich habe den Hund so lieb
wie Du. Erinner' er mich doch an
schöne, nie wiederkehrende Zeiten!
Aber hier in der engen Mietwohnung
wird er apathisch und trägt. Keine
Wiesen und Felder, wo er sich aus-
stummeln kann. — — — kein fröhlicher Pfiff,
der ihn antreibt. Lange Gefächler
machen sie mir alle zusammen, wenn
ich mit meinem „Löwen“ aus dem
Gartenhaus trete: der Herr Wirt, die
Wirtin, die Köchlein, und die Kanzleirätin
aus dem ersten Stock kreischte sogar
geföhren.“

„Die Spinne!“ rief Traute entrü-
stet.

„Das alles sind triftige Gründe,
and der Hauptgrund: die Steuer!“

„Ich hätte sie bezahlt, Mama. An-
dere Mädchen kaufen sich Hütten und
Wagen. Ich gehe Winter und Sommer
mit meinem Vedenhüttel und sehe eben-
falls schön aus.“

„Wies schöner,“ flüsterte Frau Ober-
förster voll aufrichtiger Bewunderung
und streichelte den Ergötzen die Wan-
ge. „Aber wir müssen uns doch all-
mählich an städtische Sitten gewöh-
nen. Da sind so viele unerlässliche
Ausgaben.“

„Barry!“ rief Traute, und der
prächtige Bernhardtiner, der vor der
Tür gelegen hatte, erhob sich gravitäts-
voll, richtete seine klugen, braunen
Augen auf die junge Herrin und legte
sie zu ihren Füßen nieder.

Sie streichelte seinen Kopf und
weinte.

„Es muß dich doch beruhigen,“ trös-
tete die Mutter, „daß er in gute
Hände kommt.“

„Wer weiß es?“ schluchzte sie in ihre
Taschentuch.

„Etwas Menschenkenntnis darfst du
mir schon zutrauen, Kind. Und der
Barry hat gute Witterung. Wer ihm
nicht tabellos scheint, den läßt er nicht
aus den Augen, den umwandelt er
knurrend. Als aber der Affessor hier-
saß und so unbefangene wie ein Sohn
mit mir plauderte, vom Berliner Le-
ben, von seinen Studien, von seiner
Vorliebe für seltene Rassen — er hatte
den Genickstreck und die weiße
Schwanzspitze gleich entbedt — da
streckte sich mein Barry behaglich aus,
als sähe hier ein guter Bekannter.
Der junge Herr wohnt in Schlachten-
see. Er wandert gern. Wie lustig
wird Barry neben ihm hertollen.
Gönne ihm doch die Freiheit!“

Das begriff Traute und wuschte die
Tränen ab. Aber der Gedanke ließ
sie nicht los. Barry ist fort!

„Tipp tipp . . . tipp tipp
tipp tipp“ ging es unter ihren finstern Fin-
gern. Dann ein Rud. Die Finger
lagen still, und die Gedanken flatter-
ten. Denn einer, so ein extravagan-
ter, war wie ein Komet durch ihren
Kopf geschossen.

„Ich tu's, ich tu's,“ dachte sie be-
herzt.

Und sie tat's. Sie fuhr nach
Schlachtensee. Je öfter sie sich wäh-
rend dieser Fahrt bumm und albern
nannte, um so stolzer richtete sie sich
auf. Auch der andere Einwand war
bald entkräftet. Wie eine Abenteuer-
in sah sie gewiß nicht aus in dem
süßfreien Rod und dem Vedenhüttchen.
Von diesem Vorwurf sprach sie sich
frei, obwohl die Herren im Coupe sie
scharf fixierten, einige sogar die Zei-
tungen zusammenlegten, um sie unge-
nervter zu betrachten.

Nun klopfte ihr Herz doch ein we-
nig, als sie sich in dem Villenviertel
zuredete. Gerade als sie sich nie-
derbeugte, ein Täfelchen zu entziffern,
kam es in wilden Sprüngen quer
durch den Garten. Ein schwerer Kör-
per prallte gegen die Tür, daß sie
dröhnte, und eine kräftige Lage schlug
auf Trautes Schulter. Gleichzeitig
ein Gebell, daß alles in der Villen-
sonne mobil wurde.

„Psui, Barry!“ rief die Stimme ei-
nes Herrn, der sich dem Partgitter
näberte.

Der Hund ließ ab.

„Sie wünschen, mein gnädiges
Fräulein?“

„Ich bin Waldbraut von Kehler,“
sagte sie stolz und doch beschämt. „Ich
habe so große Sehnsucht nach meinem
Hunde. Bitte, Herr Affessor. . . ihr
Gesicht bekam einen unsagbar lieb-
lichen Ausdruck — lassen Sie mich
eine Stunde mit ihm spazierengehen.“

Barry hatte sich durch das Portal
gebrängt und wälzte sich vor Freude
im Sande. „Ober fürchten Sie, daß
wir davonlaufen?“ fragte sie schel-
misch, als er noch zögerte.

„Mein Fräulein! — — — Sie müssen
allerdings gestatten, daß ich — — —
Sie nicht zu allem, was er sagte,
während sie mit finstern Fingern die
Leine am Halsband befestigte. Fort
waren sie, und erst am See holte der
Affessor sie ein. Doch sein Ärger ver-
flog, als er in die leuchtenden Mäd-
chenaugen sah. „Haben Sie ihn denn
so lieb?“

Sie winkt ab. „Sprechen wir nicht
davon. Mama hat es so arrangiert,
und ich bin froh, daß Sie ihn ha-
ben.“ Das klang treuherzig und
wurde durch einen Händedruck bekräf-
tigt. „Sie leben hier als freier
Mann, während wir . . .“

„Ja, was treiben Sie eigentlich?“
sorgte er interessiert.

„Ich tippe bei einem Rechtsanwal-
t in der Mohrenstraße.“

„Beneidenswerter Anwalt, der sich
so eine schöne, junge Tipperin leisten
kann!“

Ein hochmütiger Blick aus den gro-
ßen Augen streifte ihn, während sie
glühend rot wurde. „Als mein Va-
ter plötzlich starb, mußten wir den
Hauskass auflösen. Pferde und Wa-
gen, der herrliche Rosengarten, die
Obstplantage — es ging alles in an-
dere Hände. Nur Barry . . . über-
gengs, gehorcht er Ihnen?“

„Aufs Wort.“

„Sie gebrauchen wohl recht oft die
Peitsche?“ kam es spöttelnd über die
Mädchenlippen.

„Ich habe keine. Meine Erziehungs-
methode ist: Suche das tierische Em-

pfinden zu verstehen und setze dich da-
mit in Kontakt. Wagen Sie nur
nicht, mich anzurühren, mein gnädi-
ges Fräulein.“

Sie tat es lachend, und Barry
knurrte.

„Du Schelm! Aber das Knurren
will nicht viel sagen, mein Herr, bitte
rühren Sie mich doch mal an.“

Wie gern kam er diesem Befehl
nach. Doch Barry erhob ein wüten-
des Gebell und machte Miene, auf sei-
nen Herrn loszugehen.

„Psui, Barry!“

„Wie schön ist es hier,“ rief Traute
und breitete impulsiv die Arme aus.
„Wie mich diese Szenerie an die Heim-
mat erinnert! Der dunkle Waldstrei-
fen drüben, der See, über den die
Abendsonne ein Perlennetz zieht, das
leise Anflagen der Wellen.“ . . .

„Waldbraut,“ sagte er, von ihrer
Schwärmerei angeleitet, „was für ein
romantischer Name!“

Sie schüttelte mißbilligend den
Kopf. „Mir wäre lieber, ich hieße
Leno, Hebe, Grete! Der Name paßt
nicht in mein präsisches Milieu.“

„Aber das Elternhaus ist das ein-
zige, was wir im Leben niemals ver-
leugern. Ein Lord mußte Straß-
lehrer werden, weil er sein Vermögen
verloren hatte. Er machte seine Sache
so gut wie die anderen Straßlehrer.
Aber eines Tages ließ ein Amerikaner
seinen Wagen vor ihm halten und
sagte: Ich sehe Ihnen an, daß Sie
ein Lord sind.“ Mögen Sie nun mit
zwanzig anderen Mädchen um die
Wette tippen, mein gnädiges Fräu-
lein, man wird Ihnen sofort anse-
hen, daß Sie Waldbraut von Kehler
sind.“

Sie reichte ihm dankend die Hand,
die er respektvoll an seine Lippen
führte.

Barry stand schon wieder und
mußte abermals zur Ordnung geru-
fen werden.

„An diese Doppelherrschaft wird er
sich nicht leicht gewöhnen, es sei denn,
daß wir . . . daß Sie . . . daß er . . .
in eigener Sache bin ich nämlich ein
glänzender Redner.“

„Das scheint,“ lachte sie und blickte
ihn so präzise an, daß er verwirrt
wurde. „Sie wollen sagen, daß ich
ihn wiedersehen darf. Wie lieb von
Ihnen. Jeden Tag bin ich 6 Uhr 20
Minuten am Leipziger Platz. Da
steht mein guter Kehl, ich nehme ihn
an die Leine und führe ihn bis zu
meiner Wohnung in der Bülowstraße.
Woll?“

„Woll. Und obwohl ich mich als
Dritter im Bunde höchst überflüssig
fühle — — —“

„Oh, bitte. . .“ lachte sie ober-
flächlich.

Schon dämmerte es. Aber seine
Hoffnung, daß sie über eine der zahl-
reichen Baumurzeln stolpern möge
(wie es in jedem Familienroman vor-
kommt), erwies sich als trügerisch.
„Moderne Mädchen stolpern leider
nicht mehr,“ dachte er enttäuscht, „viel
eher vor Männer hopp . . . hoppa. . .“

„Haben Sie sich tüchtig aufgeschla-
gen?“

Das macht nichts. Meine Nerven
sind heute so elastisch wie Telephon-
drähte. In mir ist eine Stimmung,
gnädiges Fräulein, Märchenstim-
mung! Mir geht es wirklich, wie dem
Mann im Märchen, der einen Schatz
im verschlossenen Rast hat. Den
Schlüssel besitzt er nicht, jedoch er
kennt die Formel, die ihn das Räst-
chen öffnet. Will er nun seinen Schatz
sehen und sich an dessen Schönheit
berauschen, so ruft er die Zauberfor-
mel. Die meinte heißt: Barry!“

Sie reichte ihm die Hand, denn eine
bunte Dichterreihe schwirrte jetzt über
den Bahndamm. „Achten Sie um,
Herr Affessor; wenn wir uns im
Tunnel verabschieden, macht der
Hund eine Szene, daß Sie es mit der
preußischen Eisenbahndirektion zu
tun bekommen.“

Das helle Kleid blühte noch ein
paarmal auf und verschwand. Barry,
der sich sehr ungezogen benahm, mußte
mit Gewalt gebändigt werden. Wäh-
rend der Affessor ihn fest am Hals-
band führte, warf er ein Duzend
Ruhhände in die Richtung, wo die ro-
ten Lichter tanzten.

Der Affessor durfte seiner Gebiete-
ren das Wachstuchmüppchen tragen
und machte unterwegs allerlei Stu-
dien. Da war nicht einer, der sie nicht
mit einem raschen Blick des Ent-
zückens betrachtete hätte. Ihr eleganter
Wuchs, ihre vornehme Haltung
schufen gewissermaßen eine Distanz
um sie — sie ging, als gehöre ihr
die Straße, die Welt, das Leben! Sie
ging einfach — — — siegesicher.

Und obwohl sie nun täglich beiein-
ander waren, nicht nur Alltägliches
Sprechen, sondern sich auch auf ab-
gelegene Gebiete verirrten — er wagte
nicht, ihr näher zu rücken. Auch das
verstand sie, was wenige verstehen:
Schranken ziehen!

Eines Tages empfing er sie mit
Vorwürfen: „Montag und Dienstag
haben Sie mich umsonst warten las-
sen, mein Fräulein!“

„Es regnete doch,“ lachte sie ein
bischen spöttisch.

„Zehn Tropfen, das stimmt. Es
hätte übrigens Regnerjungen regnen
können, ich wäre doch gekommen. Ich
werde die forensische Psychologie, über
der ich gegenwärtig sitze, in den
Schrank und fürme mit Barry los.
Da stehe ich Narr, und meine Fürstin
fährt elektrisch vorüber und neigt das
schöne Haupt so hoheitsvoll.“ . . .

„Fürstinnen fahren nicht elektrisch,“
warf sie trotzig dazwischen.

„Sie hätten nicht hochmütiger aus-
sehen können, wenn Sie in Ihrem
Privatauto gefahren wären. Sagen
Sie, mein schön — meine Gnädig-
keit: woher haben die Frauen das
Recht, rücksichtslos zu sein, während
es dem Manne als schweres Vergehen
angerechnet wird? . . . Ist das die be-
rückmte Gleichstellung?“ . . .

„Das sind uralte Privilegien,“ gab
sie led zurück.

„Traditionen werden neuerdings
über Bord geworfen. Besonders die
guten. Könnte man nicht auch die
schlechten abschaffen? Oder glauben
Sie, meine Gnädige, daß die Macht
der Schönheit so groß ist, um einen
Mann zum knechtischen Gehorsam zu
zwingen? Ich gebe zu, daß Sie mich
faszinieren! Ihre noble Art, Ihr sel-
tenes Feingefühl, der burschliche Ton,
der manchmal durchslingt . . . das
gibt eine brillante Mischung. Aber
trotzdem und trotz alledem — er ließ
sein Stöckchen übermütig durch die
Luft sausen — an die Leine dürfen
Sie mich nicht nehmen, mein Fräu-
lein. Wer Hunde so erziehen ver-
steht, versteht . . . manchmal . . . auch
Frauen zu erziehen.“

Ein eisiger Blick traf ihn. Aber er
hielt ihn aus, der seinige war nicht
um einen Grad wärmer.

Dann sagten sie sich frostig Lebe-
wohl — und Traute wachte genau,
daß er nicht wiederkommen würde.

Sie schob das Essen zurück, wie an
jenem Abend, da Barry fort war.
Diese Sehnsucht war nun überwun-
den, aber eine andere — eine größere
war da!

Mit fiebernder Erwartung sah sie
dem nächsten Abend entgegen. Ihr
Blick überflog den Platz, auf dem
zwei treue Hundeaugen und zwei
zärtliche Männeraugen sie so oft be-
grüßt hatten. Leer.

Traute wurde sich klar, daß ihr die
Sache doch mehr gewesen war als
eine lustige Episode. Mit der ihr ei-
genen Energie fügte sie sich in die
Tatsache. Einen praktischen Zweck
hätte die Liebelei schließlich nicht ge-
habt — verfuhrte sie sich zu tören.

Affessoren stehen hoch im Kurs und
können an andere Tieren anknöpfen.
Um so erfreuter war sie, als er
am nächsten Sonntag an ihre Türe
klopfte.

Barry nahm seinen bekannten An-
lauf und drückte sie gegen die Wand.
In respektvoller Entfernung, feierlich
angetan im Gehrock stand der Affessor
und verbogte sich tief. „Ich komme,
um Abschied zu nehmen, mein gnädi-
ges Fräulein.“

Der Schreck lähmte sie einen Au-
genblick. Jedoch im kleinen Salon,
dem die Waffen und Jagdtrophäen
ein besonderes Gepräge gaben, flüster-
te sie sich wieder ganz Waldbraut von
Kehler. Vornehme Zurückhaltung und
lächelnde Höflichkeit: „Sie wollen
Berlin verlassen, Herr Affessor?“

„Morgen in aller Frühe. Man
hat mich nach Dingsda verlegt. Wo
Dingsda liegt?“ . . . Er fuhr sich
feufzig über die Stirn. „Regie-
rungsbezirk Bromberg. 4998 Ein-
wohner. Wenn ich mit Barry hin-
komme, sind es gerade 5000. Hat ein

Postamt zweiter Klasse, eine höhere
Mädchenschule, ein Schlachthaus und
eine Syrupfabrik.“

Sein Humor steckte sie an.

„Aber das Häuschen, das ich von
meinem Vorgänger übernehme, scheint
wirklich ein Lusttum zu sein. Vor
der Tür eine Jasminlaube, in der
man . . . eventuell! . . . schwärmen
kann. Rückwärts eine Erdbeerkultur,
Spargelbeete, ein Taubenschlag und
eine Hühnervoliere. Da passe ich hin-
ein wie der Bauer ins Rathaus.“

Traute blickte lächelnd geradeaus,
denn sie malte sich das Bild viel poeti-
scher, als er es gab. Ein Häuschen
in Grün gebettet, rauschende Baum-
wipfel, frühmorgens Verdengefäng . . .
„Wundervoll!“ rief sie aus ihren
Träumen heraus.

„Ach, es wird noch wundervoller,
mein Fräulein, wenn ich in zwei Jah-
ren an das zuständige Landgericht
komme. Gnesen. Großstadt. Post-
amt erster Klasse. Hat einen histori-
schen Dom. Allerdings weder einen
Luna-Park noch einen Eis-Palast.“

„Brauchten Sie den unbedingt?“

„Bewahre. Ich lasse meinen See
hintern Hause zufrieren und veran-
stalte ein Eisfest. Natürlich für mich
allein. Denn solch ein Spottvogel
wird bei den Leuten in Dingsda keine
Gegenliebe finden.“

„Warum lassen Sie sich denn nach
Dingsda verlegen, Herr Affessor?“

„Um mir eine Existenz zu gründen,
meine Gnädige.“

„Erstirten Sie nicht ganz gut am
Schlachtensee?“

„Ich bedauere. Seit mir das ein-
zige Vergnügen genommen ist, mich 6
Uhr 20 Minuten am Leipziger Platz
aufzupflanzen, ist Berlin für mich
reizlos geworden. In Dingsda richte
ich mich gemächlich ein. Nach Dienst-
schluß wird die Büchse umgehängt
piff, poff, puff! Sonntags baue ich
meinen Kohl, beschütze meinen Wein-
keller, und an schönen Abenden, wenn
die Frösche quaken, die Grillen zirpen
und die hübschen Mädchen von Dings-
da mir Fensterpromenade machen —
Man steigt nach . . . man steigt
nach!“

Frisch — fröhlich reichte sie ihm
die Hand hinüber: „Also ich darf
Ihnen gratulieren, Herr Amtsrät-
ler.“

„Nack nicht, Fräulein Waldbraut.“

„Sagten Sie nicht morgen früh?“

„Ganz recht. Aber Ihrem Scharf-
blick kann es nicht entgangen sein, daß
meine Erzählung einige Lücken auf-
wies. Was fehlt im Garten, in der
Küche, in der Obstplantage und vor
allen Dingen im Arbeitszimmer des
Hausherrn? Das sollten Sie doch wis-
sen! Was braucht ein junger Amt-
srätler am allerwenigsten?“ . . .

Diese schreckliche Verlegenheit gön-
nte er ihr von Herzen. Er beilegte sich
nicht, ihr zu Hilfe zu kommen. Was
sie sehen, die Stolge, wo sie ihr glü-
hendes Gesicht hinwendet!

„Ja, mein gnädiges Fräulein, ein
Naturgesetz befiehlt dem Amtsrätler,
daß er sich eine Amtsrätlerin nimmt.
Kein beneidenswerter Posten! Denn
eine tüchtige Amtsrätlerin soll nicht
nur auf Hunde, Hühner und Dienst-
boten aufpassen, sondern muß ihrem
Mann das Ersehen, was er an geistigen
Genüssen entbehrt. Nur eine
kluge, interessante Frau kann man in
der Einöde gebrauchen — ein
Sprühtauselchen, das sich lenken läßt,
wenn es richtig gelenkt wird! Nach
eins, Waldbraut fügte er leise hinzu,
„im Obergeschoß sind zwei sonnige
Stübchen, ein hübscher Ruhezug für
eine verwitwete Frau Oberförster.“

Aus dem Blick, der ihn jetzt suchte,
leuchtete Dank und Glück.

Da war's mit seiner Rederei zu
Ende. Die schlanke Gestalt lag in
seinen Armen, das schöne, verwirrte
Gesicht ruhte auf seiner Schulter.
Doch eine unsichtbare Macht ataktierte
ihn im Rücken und brachte ihn bei-
nahe zu Fall.

„Psui, Barry! Hierher — kusch!“

Gehorsam streckte sich Barry und
blinzelte nur verhöhlen zu den Weiben
hinan, die sich umschlungen hielten.

Er begriff.

Machtab.

Vottchen: „Wie war's denn gestern
an Deinem Geburtstag?“

Lieschen: „Fein, sage ich Dir! Es
gab Chocolate und Schlaghahn und
Ruchen und Torte!“

Vottchen: „Ach, wer's glaubt! Du
bist ja heut nicht einmal krank!“

Das Ende des Kaisers Maximilian

Der in Graz verstorbene Oberst
Pau Fondeur, einer der Getreuen des
Kaisers Maximilian in Mexiko, hat
wertvolle Mitteilungen hinterlassen,
die den französischen Verrat an dem
von Napoleon III. so schmähvoll in
Stich gelassenen unglücklichen Kaiser
Maximilian und seinen Geliebten in
das richtige Licht setzen. Ein franzö-
sischer Offizier war es, der Oberst
Lopez, der in skurdischer Weise den
Kaiser verriet. Er war ihm durch den
Marshall Bazaine warm empfohlen
und vorher mit dem Kreuz der Ehren-
legion dekoriert worden. In dem ent-
scheidenden Gefecht, das der Ein-
schließung der Festung Queretaro
durch die Revolutionäre vorausging,
hätte sich die kleine kaiserliche Arme-
e, so erzählt Fondeur, trotz der weit
überlegenen Zahl der Feinde noch ge-
halten, wenn nicht der Verräter, dem
die Führung des Kaiserin-Husaren-
Regiments anvertraut worden war,
mit zwei Schwadronen eine verhäng-
nisvolle Schwenkung gemacht und da-
durch den Kaiser mit seinem Stabe
bloßgestellt hätte. Das feindliche
Fußvolk benützte die entstandene Lücke
und errang den Sieg.

In Queretaro, das mit Not und
Mühe vom Kaiser und seinen geschla-
genen Truppen erreicht wurde, man-
gelte es bereits in den ersten Tagen an
Lebensmitteln. Der Kaiser, der sich
auf den Wällen furdtlos dem feind-
lichen Feuer aussetzte und einen ehren-
vollen Soldatenobst suchte, sollte nun
durch den tödlichen Verräter Lopez,
der in der Nacht vom 14. zum 15.
Mai die Tore der Citadelle öffnete,
diesem in die Hände fallen, um dann
mit neunzehn Personen seiner Umge-
bung im Kloster de las Capuchinas
untergebracht zu werden. Zu seiner
Begleitung gehörte auch der Oberst,
der Augenzeuge der auf das tiefste er-
schütternde Szene war, in der die
von Tegethoff mit Gelbmitteln ver-
sehenen beiden österreichischen Offi-
ziere, George M. und Graf S., den
Kaiser zur Flucht bewegen wollten.
Der leitende Gedanke hierbei war, daß
George M., der dem Kaiser täuschend
ähnlich sah, an seiner Stelle im Ge-
fängnis bleiben, während der Kaiser
nach einem geschickt ausgeführten
Pläne entweichen sollte. Der Oberst
hielt sich hinter der Portiere auf, wäh-
rend die Unterredung stattfand, bei
der alle schluchzten, mit Ausnahme des
Kaisers. Auf die letzte dringende
Bitte des Grafen S. entgegnete der
unglückliche Fürst: „Mein, Du treue,
redliche Seele, ich nehme Deinen Vor-
schlag nicht an. Geht Ihr nur ruhig
wieder an Bord der „Novara“ und
sagt meinem Admiral, er solle nach
dem schönen Oesterreich zurückkehren
und mit mein liebes Miramar an der
blauen Adria grüßen! Ein Sohn des
Hauses Habsburg flieht nicht wie ein
Dieb in der Nacht. Und jetzt meine
einigen Getreuen, erhebt Euch, soßt
Euch, damit ich den letzten Rest der
mir so notwendigen Fassung nicht
selbst verliere. — Nicht so, Graf S.!
Kommt an mein Herz und empfangt
den Segen eines Sterbenden! Leb
wohl, lebt tausendmal wohl!“

Tragischer, edler, hoheitsvoller und
mutiger ist wohl kaum ein Herrscher in
den Tod gegangen! Am 18. Juni
1867 wurde der Oberst unter Tränen
von seinem über alles geliebten Kaiser
Abschied nehmen, der nicht litt, daß er
mit ihm in den Tod gehen wollte, da
er nicht beurteilt war. Jeder Zoll
ein Kaiser und Held, so schied er von
der Welt. Am 19. Juni 1867, früh
um 6 Uhr, traten Maximilian, Mira-
mon und Mejia aus dem Kloster de
las Capuchinas, bestiegen jeder einen
besonderen Wagen mit einem Geis-
lichen zur Seite, und wurden nach
dem Plage de las Campanas gebracht,
wo das Exekutionskommando bereits
aufgestellt war. Maximilian war
körperlich leidend, bewachte aber des-
sen ungeachtet eine heldenmütige Ruhe.
Er hatte sich die Gummis ausgebeutet,
daß man nicht nach seinem Gesicht
schließen, damit sein Leiden möglichst
wenig entstellte seiner Familie ausge-
liefert werde, sowie auch, daß er je-
dem zu seiner Hinrichtung komman-
dierten Soldaten ein Geschenk (20
Pesos, d. h. \$20) machen dürfe.
Maximilian sprach vor der Exekution
einige Worte, um die Befehlshaber
des Exekutionskommandos möglichst
aufzufreuen. Maximilian war
körperlich leidend, bewachte aber des-
sen ungeachtet eine heldenmütige Ruhe.
Er hatte sich die Gummis ausgebeutet,
daß man nicht nach seinem Gesicht
schließen, damit sein Leiden möglichst
wenig entstellte seiner Familie ausge-
liefert werde, sowie auch, daß er je-
dem zu seiner Hinrichtung komman-
dierten Soldaten ein Geschenk (20
Pesos, d. h. \$20) machen dürfe.
Maximilian sprach vor der Exekution
einige Worte, um die Befehlshaber
des Exekutionskommandos möglichst
aufzufreuen. Maximilian war
körperlich leidend, bewachte aber des-
sen ungeachtet eine heldenmütige Ruhe.
Er hatte sich die Gummis ausgebeutet,
daß man nicht nach seinem Gesicht
schließen, damit sein Leiden möglichst
wenig entstellte seiner Familie ausge-
liefert werde, sowie auch, daß er je-
dem zu seiner Hinrichtung komman-
dierten Soldaten ein Geschenk (20
Pesos, d. h. \$20) machen dürfe.

Maximilian sprach vor der Exekution
einige Worte, um die Befehlshaber
des Exekutionskommandos möglichst
aufzufreuen. Maximilian war
körperlich leidend, bewachte aber des-
sen ungeachtet eine heldenmütige Ruhe.
Er hatte sich die Gummis ausgebeutet,
daß man nicht nach seinem Gesicht
schließen, damit sein Leiden möglichst
wenig entstellte seiner Familie ausge-
liefert werde, sowie auch, daß er je-
dem zu seiner Hinrichtung komman-
dierten Soldaten ein Geschenk (20
Pesos, d. h. \$20) machen dürfe.
Maximilian sprach vor der Exekution
einige Worte, um die Befehlshaber
des Exekutionskommandos möglichst